

# Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 452.]

Neue Folge. Neunter Jahrgang.

[30. August 1851.

## Der Orden der Tempelritter.



Jakob von Molay, Großmeister der Tempel, und Roberts, Dauphin von Auvergne, auf dem Scheiterhaufen.

Im Jahre 1119 verbanden sich neun fromme und tapfere Ritter, Hugo von Payens aus der Gegend von Troyes in Frankreich an ihrer Spitze, nicht nur zu einem gottseligen Wandel, sondern auch zur Beschützung der Pilger, welche nur zu oft auf ihren Wallfahrten nach den heiligen Stätten von den Sarazenen ermordet wurden. Balduin II., König von Jerusalem,

erkannte die Nützlichkeit eines solchen Ordens zum Schutze der Pilger und zur Vernichtung der Räuber und der Patriarch von Jerusalem nahm ihnen außer den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden, denen des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth, auch das des Kampfes für das Gelobte Land und für die Wallfahrer gegen die Ungläubigen ab. Sie wählten hierauf Hugo von Payens

zu ihrem ersten Ordensmeister, waren aber so arm, daß sie sich in den ersten Jahren keine eigenen Ordenskleider anschaffen konnten. Wenn auch hinzugesetzt wird, daß immer zwei Ritter nur Ein Pferd gehabt hätten, so ist dies doch unwahrscheinlich und man hat sich wol nur durch das Wappen des Ordens: Zwei Ritter auf Einem Pferde, irreführen lassen, indem dieses eine ganz andere Deutung zuläßt. Gewiß gab König Balduin den neuen Rittern Pferde und Mittel, sich Knappen zu halten, um ihrer Pflicht der Beschüzung der Pilger gehörig obliegen zu können. Denn er sorgte ja auch für ihr Unterkommen. Da sie weder eine eigene Kirche noch ein eigenes Haus besaßen, räumte er ihnen einen Theil seines eigenen Palastes neben dem Tempel Salomon's ein, weswegen sie sich auch „Brüder der Ritterschaft des Tempels“ nannten, woraus der Name Tempeler, Tempelritter, Tempelherren entstand. Der Abt und die Chorherren des Heiligen Grabes schenkten ihnen mehre Gebäude und Höfe in den Straßen neben dem Königspalaste für ihre Rüstungen und Magazine, sowie zur Aufnahme von Pilgern. Die Tempeler aber erfüllten ihr Gelübde der Beschüzung der Pilger mit solchem Eifer, daß sie sich allgemeine Achtung erwarben und daß viele europäische Fürsten es sich zur Pflicht machten, durch bestimmte jährliche Geschenke ihnen dankbar zu sein, besonders seit sich der berühmte Abt von Clairvaux ihrer angenommen und sie durch Schrift und Rede empfohlen hatte.

Der Tempelerorden ward von dem Papste bestätigt; die Kirchenversammlung von Troyes gab ihnen ein weißes Ordenskreuz, späterhin mit rothem Kreuze geziert. Das Panier des Ordens war schwarz und weiß getheilt, dieses, weil sie mild und sanft gegen die Christen, jenes, weil sie wild und schrecklich gegen deren Feinde waren. Wegen dieser beiden Farben hieß die heilige Fahne der Tempeler Beaufent und trug die Umschrift: „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib Ruhm!“

Bald nach seiner Stiftung zählte der Orden 300 Ritter, ohne die ihm zugehörigen Geistlichen und dienenden Brüder; ihre Besizungen und Güter vermehrten sich schnell und in solchem Maße, daß man sich den Geist jener Zeit sehr lebhaft vergegenwärtigen muß, um nicht zu staunen. Die ersten Großmeister hielten auf Strenge der Sitten und waren selbst hierin Muster, sowie in der Tapferkeit, die sie stets auszeichnete. Aber mit dem Steigen ihres Ansehens und ihrer Einkünfte stieg auch ihr Stolz und der Orden wurde immer mehr seinen ursprünglichen Einrichtungen untreu. Da kein Ritter eigenen Besiz haben durfte und jedes Privateigenthum der Ordensgenossen in den Besiz des Ordens überging, so besaß dieser nach kurzer Zeit in Frankreich, England, Deutschland, Italien und Sicilien die herrlichsten Grundstücke, die man Tempelhöfe und von den über sie gesetzten Administratoren (Commandanten, Comthuren) auch Comthureien und Commenden nannte. Im Jahre 1244 besaß der Orden gegen 9000 solcher Grundstücke.

Wie zahlreich sie aber auch waren, sie konnten das Gelobte Land gegen den siegreichen Sultan Saladin nicht behaupten. Auch ihre letzte Burg, Ptolemais, die sie mit glänzender Tapferkeit vertheidigt hatten, fiel den Saracenen in die Hände. Sie mußten Jerusalem und ihren gewaltigen Tempelhof räumen und das heilige Land verlassen; sie schifften sich zuerst nach der Insel Cypern ein, wo sie noch eine Zeit lang in Kriegen zur See der Übermacht der Saracenen widerstanden. Endlich zogen sie sich auch von da auf ihre Gü-

ter im Abendlande zurück. Paris ward der Hauptsig ihres Ordens; sein Hauptgebäude war der von dem Schatzmeister des Ordens, Hubert, erbaute Tempel \*), in seinem Namen auf den Ursprung des Ordens zurückweisend. Man konnte voraussehen, daß ein so mächtiger und reicher Orden, eine Bruderschaft, die blindlings ihren Obern gehorchte und daher einen gefährlichen Staat im Staate bildete, nicht lange unangefochten würde bestehen können. Dazu kam, daß der ursprüngliche Zweck, um deswillen der Orden einst ins Leben getreten war, nicht mehr ausführbar war und daß viele von den Lastern, welche Reichthum und Nichtsthun hervorrufen, in ihre Genossenschaft eingedrungen waren. Außerdem waren sie durch ihre ungeheuren Reichthümer und ihren königlichen Aufwand ein Gegenstand des Neides nach oben hinauf und nach unten herab. Sie hatten die kostbarsten Kleider, die besten Waffen, die schönsten Pferde, die köstlichsten Speisen, die theuersten Weine, und noch jetzt heißt es sprichwörtlich in Frankreich: „Er kann trinken wie ein Tempelherr.“ Könige und Bischöfe blickten mit Furcht und Neid auf den Orden hin. Endlich trat Philipp der Schöne, König von Frankreich, als Ankläger und Richter gegen den Orden öffentlich auf. Der Proceß begann mit der in größter Stille vorbereiteten Verhaftung aller Tempeler in Frankreich und mit der Einziehung ihrer Güter im Jahre 1307. Man beschuldigte sie der Ketzerei und Zauberei; letztere betrachtete man in jener Zeit als das furchtbarste Verbrechen. Dem König Philipp, den es nach den reichen Schätzen des Ordens gelüftete, ging die Untersuchung viel zu langsam. Er ließ viele Ritter, welche trotz der peinlichsten Folterqualen die Verbrechen nicht eingestanden hatten, deren man sie beschuldigte, verbrennen und wußte den Papst Clemens V. zu bestimmen, daß er durch eine Bulle vom 2. März 1312 die Aufhebung des Ordens der Tempeler aussprach. Aber er ließ es sich doch nicht nehmen, zu erklären, daß die Aufhebung mehr aus Vorsorge als aus einem Grunde Nechtens erfolge sei. Auch verlangte er, daß die Güter des Ordens den Johanniterittem und andern geistlichen Genossenschaften zufallen sollten. Dies war jedoch dem Könige Philipp nicht genehm; er nahm den größten Theil der Schätze und Güter des Ordens an sich. Nach dem Willen des Papstes sollten die Großwürdenträger des Ordens, namentlich der Großmeister Jakob von Molay, in lebenslänglicher Haft gehalten werden, wenn sie zuvor ein öffentliches Bekenntniß ihrer Schuld in Gegenwart des Papstes und der Cardinäle abgelegt hätten. Aber der edle Großmeister und seine Leidensgefährten waren zu einem solchen Bekenntnisse nicht zu bringen; sie nahmen vielmehr die Geständnisse, die man als die ihrigen ins Publicum gebracht hatte, zurück und behaupteten öffentlich ihre Unschuld. Dies steigerte die Wuth des Königs; er verurtheilte sie zum Feuertode. Am 18. März 1314 wurden der Großmeister der Tempeler, Jakob von Molay, und Roberts, Dauphin von Auvergne, auf einer Insel der Seine lebendig verbrannt. Muthig bestiegen diese Männer den Holzstoß; keine Klage kam über ihre Lippen, aber feierlich behaupteten sie im Angesichte des Todes ihre Unschuld und foderten ihre ungerechten Richter, König Philipp und Papst Clemens, binnen Jahresfrist vor Gottes Gericht. Der rasch nachfolgende Tod Beider

\*) Die Abbildung desselben ist im Pfennig-Magazin, Jahrgang 1846, Nr. 179, enthalten.

ließ Molay und seinen Schicksalsgefährten als Märtyrer in den Augen des Volks erscheinen.

Das Loos des Ordens in andern Ländern war je nach der Gunst oder Gerechtigkeit der Fürsten und Bischöfe oder auch nach dem muthigen Zusammenhalten der Ritter verschieden. Außerhalb Frankreichs sicherten sie sich Leben und Freiheit, empfingen lebenslänglichen Unterhalt oder wurden andern Orden einverleibt.

### Kaiser Karl V. im Kloster.

Über die Zeit, welche Karl V., nachdem er seine Kronen niedergelegt hatte, in einem spanischen Kloster bis an seinen Tod zubrachte, hat man eine Menge, zum Theil anekdotenartiger Nachrichten; aber doch schwebte über sie noch immer ein geheimnißvolles Dunkel.

Vor kurzem erst ist in einem brüsseler Archive ein Document aufgefunden worden, welches über den Aufenthalt Karl's V. im Kloster Juste berichtet und von einem Hieronymitermönche herrührt, der zu der nächsten Umgebung des Kaisers gehörte. Die neuen Aufschlüsse dieses Manuscripts sind folgende:

Schon im Jahre 1554 hatte Karl V. den Entschluß gefaßt, sich von der Regierung seiner Staaten zurückzuziehen und das Asyl, das er sich ausersehen hatte, war das Kloster Juste, ein Hieronymiterkloster, sieben Stunden von der Stadt Plasencia. Das dem Kloster zunächst gelegene Dorf war Coacos. Den Namen Juste hatte das Kloster von einem Flüsschen gleichen Namens, das in der Bergkette entspringt, an welche die geistlichen Gebäude sich lehnten; das Flüsschen ging mitten durch den Klostergarten und bewässerte die Obstbäume, die dort in beträchtlicher Menge vorhanden waren.

Der Kaiser übersandte bereits im Jahre 1554 dem Ordensgeneral der Hieronymiten den Plan der Gemächer, die dort für ihn erbaut werden sollten. Alles wurde seinen Befehlen gemäß vollzogen und nachdem der Kaiser allen seinen Herrschaften entsagt hatte, schiffte er sich nach Spanien ein und kam Anfangs September 1556 in Laredo an.

Am 11. November zog er mit seinem Gefolge in das Städtchen Jarandilla, welches eine Meile von Juste entfernt liegt, ein, weil die Bauarbeiten im Kloster noch nicht ganz beendigt waren. Am 25. November reiste er selbst einmal nach Juste, aber erst im Februar 1557 war Alles in Stand gesetzt. Seine Wohnung bestand aus acht Zimmern von gleicher Größe. Vier zu ebener Erde waren zum Sommeraufenthalt bestimmt; vier im ersten Stock, mit großen heizbaren Kaminen versehen, sollten im Winter bewohnt werden. Zu beiden Seiten der Zimmer zogen sich breite Corridore hin. Die südliche Fronte des Gebäudes war an jeder Seite durch ein Thürmchen begrenzt, zwischen welchen ein Springbrunnen angebracht war, der ein Becken mit Wasser versorgte. In diesem Becken wurden Forellen gehalten, die der Kaiser vorzüglich liebte und oft und lange beobachtete. An den rechten Flügel stieß der Garten, reich mit Bäumen und Blumen versehen und ebenfalls durch Springbrunnen bewässert. Die kaiserliche Wohnung war durch die Klosterkirche vor dem Nordwinde geschützt. Eine bedeckte Galerie führte den Kaiser, der empfindlich an der Gicht litt, bequem in die Kirche und in die Gärten des Klosters. Die Gemächer des Kaisers wurden durch viele große Fenster erhellt, durch die auch die Wohlgerüche der Citronen- und Drangen-

bäume des Gartens hineinströmten und von denen aus der Blick über das herrliche Grün der Bäume bis zu den rebenumkränzten, bräunlich schimmernden naheliegenden Hügelzügen hinüberschweifte. Obgleich die kaiserliche Wohnung nur aus Holz aufgeführt war und einen wenig glänzenden Anblick darbot, so war ihre innere Einrichtung doch mit allen Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten versehen, die den Aufenthalt in derselben verschönern konnten.

Als Karl sich in seiner Wohnung zu Juste einrichtete, hatte er einen Theil seines Hausstandes, aber nicht seine ganze Umgebung verabschiedet. Er behielt noch 50 Personen zu seinem Dienste zurück, Spanier und Niederländer; nur der Bäckergehülfe war ein Deutscher. Die Unterbeamten, die in den Nämlichkeiten des Klosters nicht untergebracht werden konnten, wohnten im nahegelegenen Dörfchen Coacos. Außer seinem Haushofmeister und Günstling Quirada gehörten noch zwei Flamänder aus Brügge zu seiner vertrauten Umgebung: Wilhelm von Male, der oft die Stelle seines Secretairs ausfüllte, und sein Arzt Heinrich Mathys.

Die gewöhnliche Eintheilung des Tages war folgende: Jeden Morgen betrat der Uhrmacher Gianello zuerst das Zimmer des Kaisers; dann folgte der Bruder Juan Regala, sein Beichtiger, der die Gebete sprach und ordnete. Nach ihm kamen die Chirurgen und der Arzt. Um 10 Uhr wurde das Mittagmahl für die Beamten aufgetragen, die bei der Tafel des Kaisers gegenwärtig sein mußten; der Edelmann, der den Dienst hatte, präsidirte dabei, und nach der Mahlzeit folgten Alle dem Kaiser in die Messe. Nach beendigtem Gottesdienste speiste der Kaiser und lauschte mit Vergnügen dem Zwiegespräch des Dr. Mathys und Wilhelm's von Male, das sich auf historische Gegenstände oder auf die Kriegskunst bezog. Zuweilen mußte ihm auch sein Beichtiger während der Mahlzeit ein Capitel aus dem heiligen Bernard oder aus einem andern guten Schriftsteller vorlesen, bis der Schlaf ihn überfiel oder er sich von der Tafel erhob, um an einer Predigt oder an dem Lesen der heiligen Schrift theilzunehmen, das vor den versammelten Mönchen vorgenommen wurde. Karl wohnte in einer besondern Tribune der Messe bei und beichtete und communicirte an allen großen Festen, doch hatte der Papst ihn davon dispensirt, bei der Communion zu fasten, weil er zu kränklich und schwach war. Daraus beschränkten sich die geistlichen Übungen des Kaisers im Kloster Juste, denn der Hieronymitermönch erwähnt nichts von der Disciplin, nach welcher sich Karl, wie Robertson berichtet, bis aufs Blut gegeißelt haben sollte. Der arme Kaiser, dem die Gicht arg zusetzte, konnte sich kaum rühren; er ließ sich stets von zwei Edelleuten begleiten, deren Hülfe er in Anspruch nahm, wenn er zu gehen versuchen wollte, ja selbst wenn er in einem Lehnstuhl getragen wurde.

Nur ein einziges mal speiste er mit den Mönchen im Refectorium, doch war er so wenig erbaut von dem klösterlichen Mahle, obgleich man für ihn eine besondere Tafel errichtet und die Köche des Klosters ihr Möglichstes zur Ehre des erhabenen Gastes gethan hatten, daß er seinen Besuch im Speisesaale nicht wiederholte. Er lebte in seiner Zurückgezogenheit in Juste nicht wie ein Mönch, auch nicht wie ein Kaiser, sondern wie ein kränklicher Edelmann, der allen seinen Launen folgt. Nach der Aussage des Mönchs hat Karl nie die Absicht gehegt, sich in den Orden des heiligen Hieronymus aufnehmen zu lassen, und nie trug er das Mönchsgewand. Die Veranlassung zu diesem

Gerüchte mag ein heiterer Scherz Karl's gegeben haben, der verlangte, daß man den Jahrestag seines Einzugs in das Kloster durch Vergnügungen feiern solle, wie dies bei den wirklichen Novizen der Fall war. Sein Leichenbegängniß ließ Karl V. jedoch wirklich während seines Lebens feiern. Als er sich eines Tages recht wohl befand, ordnete er Leichenfeierlichkeiten für seine Vorfahren und für seine Gemahlin an. Am Abend desselben Tages befahl er dann, nach einer Rücksprache mit seinem Beichtiger, daß man am nächsten Morgen auch seine eigene Bestattung feierlich be- gehen solle. Es war der 31. August 1558; in der großen Kapelle der Kirche errichtete man den Katafalk und Karl wohnte der Feierlichkeit mit seinem ganzen Gefolge in Trauerkleidung bei. Nach der heiligen Handlung, die den ganzen Tag dauerte, ließ sich der

sehr erschöpfte Kaiser auf den Hof seines Hauses niederlegen; gegen Osten gewendet, hasteten seine Blicke auf der Sonnenuhr Gianello's, und so saß er lange still, in Gedanken verloren. Dann mußte man ihm das Bild seiner verstorbenen Gemahlin bringen, das er einige Zeit betrachtete. Darauf verlangte er ein Gemälde, welches Christus im Dlgarten darstellte; nach- dem er es lange angeblickt, ließ er noch ein anderes Gemälde, das Jüngste Gericht, holen. Plötzlich über- lief ihn ein Schauer, er wandte sich zu seinem Arzte und sagte: „Ich fühle mich unwohl, Doctor!“ Seine Edelkute trugen ihn in sein Bett, das er nicht wie- der verließ. Er starb am 21. September 1558, nach- dem er in der friedlichen Einsamkeit von Juste nur ein Jahr und acht Monate gelebt hatte.

### Die Bäarin mit ihren Jungen im pariser Pflanzengarten.



## Blanchard's erste kühne Luftfabrt.



Es ist voller Winter und ziemlich kalt; die Bäume stehen noch kahl und Alles ist in Mäntel und Mütze gehüllt, aber in dichtgedrängten Reihen schaut Alles nach dem schon hoch emporgestiegenen Ballon, in welchem der kühne Luftschiffer François Blanchard (geboren 1738) mit dem Amerikaner Jeffries am 7. Januar 1785 über den Kanal von England nach Frankreich fuhr. Die Kunst zu fliegen hatte ihn schon früher beschäftigt, und als nun von den Gebrüdern Montgolfier 1782 die ersten Versuche mit dem Luftballon stattgefunden hatten, als bereits Pilatre de Rozier und der Marquis d'Arlandes am 21. November 1783 im Schlosse von La Muette selbst mit einem solchen von erhitzter Luft sich emporgewagt hatten, was sie aber

beinahe mit dem Leben gebüßt hätten, als noch einige ähnliche Versuche mittels Gas gemacht worden waren, so ließ es ihm um so weniger Ruhe. Auch er machte am 4. März 1784 einen Versuch, worauf dann die vorhin genannte noch viel gewagtere unternommen und ohne allen Unfall binnen  $3\frac{1}{2}$  Stunden zurückgelegt wurde. Blanchard unternahm bis an seinen Tod (1809) eine Menge (66) Luftreisen, jedoch keine so gewagte wieder, und hat eine Menge Nachfolger gehabt, ohne daß jedoch im Wesentlichen die Aerostatik oder die Kunst, mit einem Ballon in die Luft zu steigen, Fortschritte gemacht und mehr, als die verschiedenen Grade der Temperatur in den höhern Luftschichten gelehrt hätte.

## Woher bekamen die Menschen zuerst Feuer?

(Beschluß.)

Eine uralte arabische Sage erzählt von der Stadt Saba, daß hier jeder Nachbar sich Feuer vom Andern geholt habe; allein die Sitte, einen besondern Feuerwächter mit Erhaltung eines immerwährenden Feuers zu beauftragen, scheint sich sehr früh eingebürgert zu haben. Als eine heilige Gabe des Himmels, durch den Bliz von der Gottheit selbst mitgetheilt, wurde das Feuer gleichsam selbst zur Gottheit, und wer nun mit Bewahrung der Gabe beauftragt war, nahm an der Ehre, die man der Gottheit zollte, nicht minder Antheil. Die vestalischen Jungfrauen erinnerten noch an solchen ersten Anfang der menschlichen Cultur zu einer Zeit, wo die Fertigkeit, das Feuer zu erzeugen, so gewöhnlich, wenn auch nicht so mannichfaltig war wie jetzt bei uns.

Unmittelbar also vom Himmel und meist vom Blize selbst war dem Menschen das Feuer vermuthlich zuerst mitgetheilt worden und sehr früh mag er auch die Fertigkeit erlangt haben, es auf überraschend schnelle Weise künstlich zu erzeugen. Aber diese Kunst wurde, wie es scheint, sehr geheim gehalten. Es war Priestergeheimniß. Wer Feuer haben wollte, weil es ihm im Hause verlöscht war, mußte sich an den Tempel und seine Diener wenden, wo man die Gabe des Himmels zum allgemeinen Besten helllobernd aufbewahrte, und wenn sie ja unglücklicherweise verlöscht war, beliebig wieder anzuzünden vermochte. Die ältesten einigermaßen geschichtlich achtungswerthen Urkunden erzählen uns mehre Beispiele von solchem künstlichen Auflobern des Feuers. Als die Stiftshütte der Israeliten eingeweiht werden sollte, „kam das Feuer aus von dem Herrn und verzehrte das Opfer“ (3 Mos. 9, 24). Dasselbe wiederholt sich bei Einweihung des Tempels von Salomo und endlich noch bei einem Priesterstreite zwischen dem Propheten Elias mit den Baalspfaffen. Es würde uns bei so großer Kenntniß der Electricität nicht leicht sein, mittels eines elektrischen Stroms ein solches Opfer zu entzünden, und noch weniger wird ein Gewitter seinen Blizstrahl gerade auf diesen Altar gesendet haben; aber die Priester verstanden bereits die Kunst, das Feuer durch andere Mittel zu erzeugen, die ihnen allein bekannt waren, der großen Menge dagegen um so mehr Staunen, Grauen und Ehrfurcht einflößten. Welche Mittel waren es? Vielleicht Brenngläser oder Brennspiegel. Sowie einmal die Fabrikation des Glases erfolgt war, bekam man auch zufällig convex gestaltete Gläser, und schien die Sonne darauf, so lernte man auch gar bald ihre Eigenheit kennen. Schon 400 Jahre v. Chr. will ein böser Schuldner beim Aristophanes sein Schulddocument dadurch verzehren lassen. Das Glas scheint den Israeliten, den Nachbarn der Phönizier, die es erfunden haben sollen, sehr bekannt gewesen zu sein, und schon in den Königsgräbern der Aegypter fand man es öfter. Es wären demnach die Brenngläser zur Entzündung des Feuers von seinen Priestern wol leicht anzuwenden gewesen. Allein die Natur selbst gibt schon dergleichen. Der reine Bergkrysal, das edelste von der Natur gegossene Glas, muß jedoch in solcher Weise in uralter Zeit noch wol leichter Anwendung gefunden haben; denn in den dem Orpheus zugeschriebenen uralten Hymnen, die jedenfalls ein Jahrhundert über den Aristophanes zurückreichen, wird er ausdrücklich als ein Stein beschrieben, mit dem man „nach dem Tempel gehen soll, wenn man ohne gewaltsames Feuer eine Flamme erwecken

will.“ Die Art und Weise hierzu ist genau angegeben; man soll ihn auf dürre Kerzen legen und wenn alsdann die Sonne dagegen scheint, so wird er einen zarten Strahl auf die Kerzen leiten, erst einen Rauch, dann ein kleines Flämmchen, nachher aber ein großes Feuer zuwege bringen. Namentlich empfiehlt der Hymnus den Eingeweihten — denn für diese sind diese Orphischen Lieder bestimmt gewesen —, den Göttern ein in solcher Art entzündetes Opfer zu bringen. Noch in sehr später Zeit wurde, wie Plutarch im Leben des Numa erzählt, bei den Römern das heilige Feuer der Vesta, wenn es einmal durch Sorglosigkeit der es bewachenden Jungfrau verlöscht war, mit einem Brennspiegel angezündet; der Bergkrysal aber, aus den Händen der Natur gekommen, als Kugelform oder convex gestaltet, hatte sicher dieselbe Wirkung, ehe jemand an einen Brennspiegel, ein Brennglas, an Glas überhaupt gedacht hatte, nur freilich war es tiefbewahrtes Tempelgeheimniß wie die alte Weisheit jeder Art, die nur in kleinen Gaben den Eingeweihten zugeheilt ward. In solcher Weise bekommt nun auch die Fabel von Prometheus ein anderes Ansehen. Nicht vom Himmel stahl er das Feuer, aber das im Tempel erkforschte Geheimniß verrieth er den Sterblichen, der Horde, dem Stamme, in dessen Mitte er lebte, und die Priester verfolgten ihn im Namen ihrer Gottheit, aber für eigene Rechnung deshalb, so lange er lebte, ja noch über das Grab hinaus durch die über ihn verbreiteten Sagen. Noch an Eins mag hier zum Schlusse erinnert werden. Das Reiben zweier Hölzer gegeneinander und die dadurch erzeugte Flamme war ebenfalls schon im grauen Alterthume bekannt. Der an solchen Notizen so reichhaltige alte Römer Plinius erwähnt dieser Sitte, insofern sich die (römischen) Hirten und Soldaten öfters daran hielten, weil und wenn ihnen ein Stein fehle. Aber nicht jedes Holz paßt gleich gut dazu, sagt er noch, und empfiehlt daher vorzugsweise den Maulbeerbaum, den Epheu, den Lorbeerbaum; letztere beide sind ihm die liebsten, obschon er noch einige andere nennt. In solcher Weise sich Feuer zu verschaffen, scheint durch die ganze Welt gegangen zu sein; denn man fand den Gebrauch im Innern Arabiens ebenso wie im höchsten Norden Asiens und in den Einöden Amerikas, als dieses entdeckt wurde, und wie wir von Feuersteinen reden, so sprach der Indianer Guianas von Feuerholz, der Araber aber von Bäumen, die reich an Feuer seien, d. h. deren Holz sich durch Reiben schneller als das von andern Bäumen entzünden ließ. Wie viele Jahre und Jahrhunderte aber mögen vergangen sein, ehe manchem kleinen herumwandernden Völkchen ein Prometheus erschien oder eine wohlthätige Vesta ihn durch den Bliz belehrte, sich in den Besitz eines immerwährenden Feuers zu setzen.

## Ein seltenes Anerbieten. \*)

Als der vielbekannte und gern gehörte Diakonius in Lunden in Dithmarschen, Claus Harms, als Archidiaconus nach Kiel versetzt worden war, kam bald nach seinem Amtsantritte daselbst, zur Zeit des Umschlags (der Messe) ein Fremder zu ihm, „ein Mann — wir lassen Harms selbst erzählen — in einer einfachen, doch schick-

\*) Aus „Claus Harms' Lebensbeschreibung, verfaßt von ihm selber“ (Kiel 1854).

lichen Kleidung, der mir ganz unbekannt war und wünschte mich allein zu sprechen. Ich ging mit ihm allein.

Er. Ich habe eine Frage an Sie zu thun, Herr Pastor, die Sie mir nicht übel nehmen und mit aller Wahrheit darauf antworten müssen. Es ist freilich eine sonderbare Frage, im Umschlag zumal.

Ich. Wenn ich darauf antworten kann und darf, so werde ich es thun.

Er. Haben Sie auch Schulden?

Ich. Das ist allerdings eine sonderbare Frage; allein ich antworte doch und sage: Nein! Ich habe keine Schulden.

Er. Ist das auch wahr?

Ich. So wahr, daß ich Ihnen sagen kann, ich habe 500 Mark baar, dafür ich mir noch einige Möbeln kaufen will, die ich damit bezahlen kann. Wie kommen Sie zu dieser Frage?

Er. Ich habe einen Schwager in der Marsch gehabt, der auch Prediger war und immer in Schulden steckte. Ich weiß, daß Sie auch keine große Stelle in der Marsch gehabt haben, und da dachte ich, Ihnen wäre es ebenso gegangen. Da wollte ich Ihnen helfen.

Ich (ihn ansehend, sein Wesen und seinen Anzug): Sie wollten meine Schulden bezahlen?

Er. Ich bin ein reicher Mann, wonach ich freilich nicht aussehe, wirklich ein reicher Mann.

Ich. Aber darf ich noch fragen: Was hat Sie darauf gebracht, meine Schulden zu bezahlen?

Er. Sie sind einige Jahre mein Prediger gewesen. Nämlich, ich habe ein großes Gewese, eine Fabrik, beschäftigte viele Leute, wohne aber etwas weit von der Kirche entfernt und, offen gesagt, in der Kirche finden ich, meine Familie und meine Leute nicht, was uns sonderlich erbaut. Da halten wir denn Alle miteinander Andacht im Hause und aus Ihrer Postille, die uns erbaut, wird vorgelesen. Da habe ich schon früher gedacht: Der Prediger in Lunden, der uns alle Sonntage erbaut, hat noch nimmer eine Erkenntlichkeit von mir bekommen; die bin ich ihm doch schuldig. Jetzt sind Sie in Kiel, Herr Pastor; ich habe meine Geldgeschäfte gemacht, kann nicht aus Kiel gehen, ohne noch bei Ihnen mein Geschäft zu machen, und das ist dieses: Ihnen Ihre Schulden zu bezahlen. Bitte, sagen Sie mir doch die Wahrheit!

Ich. Gewiß, die habe ich Ihnen gesagt. Aber nun habe ich wieder eine Frage. Sie sagen: „meine Schulden?“ Die hätten doch wol auch Ihnen zu groß sein können? Wie weit dachten Sie denn eigentlich zu gehen?

Er. Ich hatte mir keine bestimmte Summe gedacht; aber ich hatte mir vorgestellt etwa 1000 Thlr.

Ich. Mein lieber Herr! Es bleibt dabei, ich habe keine Schulden und bin auch zur Zeit in keinen Geldbedürfnissen, werde hier auch in Kiel ja fernerhin mein gutes Auskommen haben.

Er. Ja, ich will es denn glauben. Doch lassen Sie mich nicht so wieder weggehen, ohne Ihnen einen Beweis gegeben zu haben, daß ich mich schuldig finde und bezahle meine Schuld in einer andern Weise. Es sind ja Arme in Kiel. Ich will 100 Mark bei Ihnen niederlegen, die wollen Sie an Arme geben aus Ihrer Hand, nach Ihrem Gutfinden, und damit denke ich fortzufahren alle Umschlag, wenn ich komme, und nach meinem Tode wird diese Gabe auch alsofort nicht aufhören.

Beim Hinausgehen aus der Thür sah er mich noch einmal lächelnd an und meinte noch einmal

sagen zu müssen: Sie haben mir doch die Wahrheit gesagt?

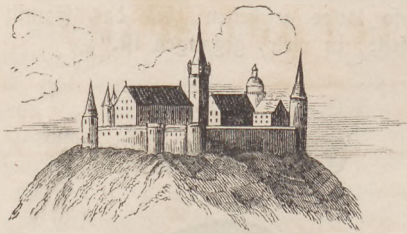
Was er versprochen hatte, ist auch geschehen, das hat dieser Mann gethan ein paar Jahre noch selbst, danach einige Jahre hat es seine Witwe gethan, und das ist so lange geschehen, bis das Familiengut in seine Theile, in viele, gegangen ist.“

## Eine Mordwanerin.



Die Mordwinen, Mordwanen oder Morduanen sind eine der zum großen Theil wenig bekannten in Rußlands unendlichen Steppen herumziehenden Völkerschaften im russischen Asien. Ihre Zahl mag vielleicht gegen 100,000 Köpfe betragen. Am nächsten dürften sie dem großen Völkertamme der Finnen verwandt sein; auch die Sprache scheint auf den Charakter der Finnen hinzudeuten. Besonders halten sie sich in den ungemessenen Ebenen jenseit der Wolga auf, wo sie theils vom Fischfang an den Ufern dieses Stroms leben, theils als Jäger das Land durchziehen, theils auch als Hirten und Nomaden ihre Heerden weiden oder wol gar Ackerbau treiben. Im Allgemeinen stehen sie in dem Rufe von Schmutz und Trägheit; indessen die hier abgebildete Dame derselben darf sicherlich nicht in solcher Art bezeichnet werden, denn sie erscheint so gepußt und geschmückt, daß sie allenfalls auf jeden unserer Maskenbälle mit Ehren gehen könnte. Der Religion nach bekennen sich die Mordwanen zur griechischen Kirche mit Ausnahme Derer, welche noch dem Schamanendienste heimlich oder offenbar zugethan sind.

## Mannichfaltiges.



Nirgends findet man auf verhältnißmäßig engem Raume so viele Burgen und Kastele, noch ganz wohl erhaltene, zerfallende und völlig in Trümmern liegende, als in Siebenbürgen. Sie stammen ursprünglich von den früher aus Flandern, Westfalen und Sachsen dorthin eingewanderten Deutschen her. Namentlich besitzen die Sachsen fast noch alle ihre Kastele, welche sie einst zum Schutz für ihre Kirchen und Städte aufthürmten. Es gibt noch jetzt in Siebenbürgen gegen 300 deutsche Burgen, von denen allerdings die meisten in Schutt und Trümmer versunken, viele jedoch noch so gut erhalten sind, daß sie im letzten ungarischen Insurrectionskriege militärisch dienlich sein und werden konnten. Siebenbürgen hat durch diese zahlreichen Burgen eine von andern Ländern Europas wesentlich es unterscheidende Physiognomie. Wo man sich auch in ihm befindet, überall begegnen den Blicken auf die mit Wald dicht bewachsenen Berg- hohen Schlöffer und Festungen, Überbleibsel von Mauern und Spuren von Wällen, welche an die kriegerischen Zeiten erinnern, wo des Landes friedliche Bewohner hinter ihnen gegen die Anfälle räuberischer Horden Schutz und Sicherheit suchen mußten.

**Gebet eines Moslems.** Es war — so erzählt ein Reisender — die Stunde des Sonnenuntergangs, die Stunde des Gebets. Der Moslem in unferer Karavane erhob sich, nahm seinen Teppich und ging etwa 50 Schritte abseits nach Osten hin. Hier richtete er sich gegen Mekka, breitete den Teppich in dieser Richtung vor sich hin und begann das Saba-Namazy (das für diese Stunde vorgeschriebene Gebet). Er stellte sich auf das Ende des Teppichs, legte die Daumen hinter die Ohren, spreizte die Finger aus und sagte leise für sich die vorgeschriebene Stelle des Korans. Dann senkte er die Hände und legte sie übereinander, bog den Oberleib wackerrecht herab und stützte die Hände auf die Knie, richtete sich wieder auf und legte die Hände übereinander, warf sich ausgestreckt auf den Teppich hin, daß Hände, Nase, Lippen, Knie und Fußspitzen den Teppich berührten, setzte sich mit zurückgeschlagenen Füßen auf seine Abfälle und betrachtete seine zehn Finger, indem er an die Zehn Gebote dabei denkt, warf sich wieder aufs Gesicht, stand auf und legte die Hände übereinander. Bei jeder dieser Stellungen sagt er einen Spruch aus dem Koran; die acht Stellungen machen einen Rikath, und sechs Rikath erfordert das Saba-Namazy.

**Treue besteht.** Das Monument, welches General Pfyffer zum Gedächtniß der am 10. August 1792 zu Paris bei Vertheidigung der Luilerien gefallenen Schweizer nach einer Zeichnung von Thorwaldsen durch Aborn in Konstanz ausführen ließ, steht hart vor Luzern in einem Naturparke. Es stellt einen von einem Pfeil durchbohrten und auf zerbrochenen Waffen ruhenden kolossalen Löwen dar, der, obwohl schon mit dem Tode ringend, doch noch krampfhaft die bourbonische Lilie umklammert und sie nicht lassen will. Ein Reisender erzählt: „Der schmerzvolle Ausdruck des edlen

Thiers ist ergreifend und die Umgebung trägt dazu bei, eine wehmüthige Stimmung hervorzurufen. Trauerweiden tauchen ihre Zweige in einen kleinen See, Bäume und Buschwerk stehen umher; zwischen Moos, Schlingpflanzen und Epheu, das die Felswand umrankt, in welche der Löwe ausgehauen ist, rieseln und rinnen unablässig Wasser herab, gleich als beweine das harte Gestein den Tod jener braven Schweizer, deren Gedächtniß es verewigen soll.“ In der Nähe befindet sich eine kleine Kapelle, in welcher am Jahrestage Seelenmessen für die Hinübergegangenen gelesen werden; ein hier befindliches Altartuch ist von der Herzogin von Angoulême gestiftet.

**Ein furchtbares Hagelwetter** verwüstete am 22. Mai d. J. die Umgegend von Bengalore in Indien. Die gewöhnlichen Körner des Hagels hatten die Größe von Limonen und Drangen; aber es gab deren auch dick wie Kürbisse und in einem trocknen Brunnen fand man einen Eisblock von 3½ Fuß Länge und 3 Fuß Breite, wahrscheinlich Resultat einer Zusammenschmelzung verschiedener kleiner Stücke in einen großen Klumpen. Die Dächer aller Häuser waren durchlöchert, viele Menschen wurden erschlagen und noch weit größer war die Zahl der schwer Verwundeten.

**Die in Pompeji aufgefundenen Haus- und Küchengeräthschaften** sind viel zweckmäßiger und schöner gearbeitet, als man sie jetzt in den stattlichsten Haushaltungen findet, und in dem Museum Borbonicum in Neapel kann man sich an diesen Sächelchen gar nicht satt sehen. Die Lampen übertreffen alle neuern Erfindungen dieser Art. Die eine stellt einen prächtigen Baum vor, in dessen Zweigen die mit Del zu füllenden Röhren hängen. Ein Geräth von Bronze für das Zimmer eines Kranken stellt eine Art von Festung mit verschiedenen Thürmen vor, jeder für irgend ein zu wärmendes Getränk bestimmt. Ein Schieber für brennende Kohlen ist unter dem Apparate angebracht.

**Eine weibliche Auswanderung** fand im Frühlinge vorigen Jahres aus der Insel Shetland statt, deren männliche Bevölkerung bei den vielen Unfällen, denen sie in ihrem seemännischen Leben ausgesetzt ist, in großem Mißverhältnisse zu der weiblichen Bevölkerung steht. Die Gemahlin des verschollenen Capitain Franklin setzte 20 Mädchen, denen die Königin ein Hülfspassagegeld und jeder 5 Pf. St. schenkte, in den Stand, nach Adelaide in Südastralien zu gehen. Sie sind glücklich daselbst angekommen und 24 Stunden nach ihrer Landung waren sie sämmtlich vermieethet, und zwar im Durchschnitt zu 5 Schilling die Woche; macht etwa 90 Thlr. das Jahr.

**Der Blutschwur** ist auf der Insel Madagaskar ein Gebrauch, der an Ähnliches, was man unter Griechen und Römern fand, erinnert. Wenn zwei Freunde übereinkommen, das Band, das sie vereinigt, noch mehr zu befestigen, so lassen sie sich in Gegenwart einer bestimmten Zahl von Zeugen etwas Blut entziehen, fangen es mit einem Stück Ingwer auf und Jeder verschluckt das ihm von dem Andern dargereichte Stück, indem er dabei die furchtbarsten Verwünschungen für den Fall eines Treubruchs auf sich herabrufft. Sie sind von nun an verbunden, in allen Verhältnissen des Lebens sich wechselseitig beizustehen. Selbst viele Europäer schließen solche Freundschaftsbündnisse mit Madagassen, um ihren Vortheil im Verkehr mit den Eingeborenen zu befördern.